SIRIUS

Monatsschrift für Literatur und Kunst
Herausgegeben von
Walter Serner

Nummern 1-8
1915-1916

Zürich

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

SIRIUS

Monatsschrift
für Literatur und
Kunst herausge-
☐ geben von ☐
Walter Serner
Jahrgang 1915-16
No.1 Preis 30 Cts.

SIRIUS

Jahrgang 1915-16 **Zürich,** den 1. Oktober Nummer 1

Herausgegeben von Walter Serner

Inferno

Ein Schreien, das widersetzlich beginnt, wenn es am lautesten wird, vor Wut sich überschlägt und verebbend kraftlos fauchend erliegt, schleudert aus dem Neugeborenen, das herausgepresst und herausgezerrt werden muss, eine Auflehnung, die nie wieder ganz zerbricht, oft dünn wird oder spärlich, selten häufig oder starr und die erst mit dem Tod endet, welcher ihr Recht in der Angst vor ihm metaphysisch durchfahlt. In der Geburt als Ursache schreit schon der Tod als Wirkung und die Wut, die das Leben gegen ihn verteidigt, verteidigt ihn auch gegen das Leben. Diese Auflehnung, die dort verweigert, was hier Wehrlosigkeit aufgebürdet bekam, ist das grosse Mass und dessen Pole umklammern das Schicksal. In ihm ist die Entscheidung auf Leben und Tod: den Himmel als Hoffnung zu läugnen oder die Erde als Hölle zu erleben. Vor der Zahllosigkeit jener Schwäche, die leere Gier ist und stumpfes Sorgen, starrt die seltene Kraft dieser Einzelnen, deren Grösse Qual ist.

Vorbei am jahrelangen Spalier zurückweichender Unsäglichkeiten bleiben sie reif vor dem Antlitz des Menschen stehen und Verlegenheit rötet sie. Sie ist die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit oder der des andern oder der aller und das marternde Erleben einer urtiefen Schuld, die untrennbar allem Leben verwoben ist. Aus ihr reckt sich der verzweifelte Wille zur Hilfe, dessen Schmerzensweg durch das Dickicht menschlicher Verlorenheiten, die auch erwartet jede Erwartung verhöhnen, immer wieder vor die jahrtausendealte Sphinx des Menschen führt. Sein Antlitz entstellt die wehe Last des vergangenen Gelebten, das dumpf blieb und deshalb Schuld ist und das zu klären das helfende Gespräch vermöchte, dessen sittliche Kraft des Erkennens, welches Ketten im Unbewussten reibender Erinnerungen aufnimmt, bereinigt. Doch im ersten Anfang solch liebenden Strebens schon machen Triebgewalten, die einen Stachelkranz von Zweifel

und Begierde in die Stirn drücken, den Beladenen herniederstraucheln und nur wer zutiefst das Wissen trägt, dass er sagen muss, was er erkennt, um seine Schuld und die des andern nicht zu mehren, dass das dumpfe Vergangene des andern zur eigenen Schuld stösst, wenn es nicht an dem erkannten eigenen aufgehellt wird, soweit es zuteil ward, nur der vermag die weiten Dunkelheiten, die noch während des Sprechens ihn betreten und ihn sich verlieren zu lassen drohen, an die Sonne des Wortes hervorzureissen. Um die Mitte dieser Hilfeleistung aber schleicht die schwere Gefahr entscheidender Verschiedenheit: entspricht dem sittlichen Wollen des andern nicht die intellektuelle Kraft oder fehlt dem Intellekt des andern jenes Wollen, so stürzt jedes Helfen über den unweigerlich emportaumelnden Hass, welcher der grösseren Vollkommenheit gilt, die ohne die geringere die grössere nicht sein könnte. Da aller Hass deshalb letzthin sich gegen sich selbst richtet und seinen Träger verneinen müsste, wird er, der hier festgehalten hoffnungsreichste Entscheidung wäre, doch fast stets Ursache neuer Schuld: er schnellt mit jener Behendigkeit, welche die Schwäche stets parat hat, um hinterhermotivierend sich selbst zu belügen, auf den Vollkommeneren zurück, als wäre dieser, der in Wirklichkeit lediglich Veranlassung ist, der Urheber. Doch ein flinkes Gehirn, das allen Taschenspielerkunststücken seines Hasses folgen kann, wird den andern, je länger und weiter die eigene Unvollkommenheit sich hetzt, als schuldärmer erkennen und noch abgründiger hassen. Das Ende, das hier unabsehbar und über die dialektischen Kniffe jenes Hasses, seinen feigen Witzworten und zornigen Insulten hinweg nur von der überlangen Reihe menschlicher Schwächen bestimmt ist, wird unbedingt, wenn solch ein Nurgehirn auf ein kongruentes trifft: der harte Kampf der Worte, der um ein Ens geht, das niemals erdacht, geschweige denn ersprochen werden kann, endet mit der höhnenden Unterjochung des ungelenkeren Wortemachers oder brachial und wird es ganz schwarz, in irrsinnigem Gelächter, hinter dem jene Untiefe sich auftut, aus der das Verbrechen lauert. Und das gute Ende, das sittliches Wollen einander bringt, ist nur die tragische Separation des Geistes von menschlicher Hilfereichung: der Glaube des einen glaubt den des andern und grüsst ihn demütig von Ferne, da nichts mehr zu sagen ist als die grosse Qual der Einsamkeit vor dem Glauben an den Geist.

Diese Qual, die im Zwiegespräch sich verdoppelt, wächst im Beisammensein mit mehreren ins Unerträgliche, Übermenschliche und was zurückbleibt, ist ein unaustilgbares Mal, das bleich und bös tausendfach durch die Strassen schreitet. Schon die schweigende Anwesenheit von Menschen, die ein Raum abschliesst, führt ein penetrantes Schuldgefühl herauf, das wächst und schwillt

und das Ringen um die rettende Güte wird im Angesicht der Vielgestalt des Unklaren, Verhaltenen, Verzweifelten, Verbissenen, das sofort geäussert werden müsste, um nicht Hass zu erzeugen, das Schwerste. Doch nur Verhüllendes wird erzwungen belanglos hingeworfen. Aber das Ungesagte frisst sich tiefer, schmerzt und höhlt und plötzlich hockt in allen Blicken Misstrauen, Aerger, Feindseligkeit, die immer blitzender, ausfüllender werden und alles verwirren, selbst das konventionelle Geplapper, in das langsam hämische Töne einbrechen, verlogene Heiterkeiten, die in den Schwächsten leichtes Grauen entrollen, mühsam entstehende Worte, die von aussen her einen ungewollten Klang erhalten, leer werden, sobald sie gesprochen sind und angestrengtes Nachhorchen, Nachdenken verursachen und immer mehr und mehr verwirren. Heisse Angst umpresst alle und treibt sie, Böses zu bekennen, wo es nicht war, und dort, wo es war, es zu überschrauben, andere zu beschuldigen, die es nicht begingen, und die es begingen, zu loben, als wahr Erkanntes falsch zu heissen und Falsches wahr, um das Qualvolle der Verwirrungen durch neue Verwirrungen erträglicher zu machen. Und es steigt unaufhaltsam und wie erstickend und schlängelt einen Rattenkönig verfehlter Ueberlegungen, übertriebener Handlungen, zielloser Rettungsversuche hinter sich drein. Und selbst derjenige, der sich selbst verleugnend den sittlichen Ernst vor dem Ereignis sich erwarb, vermag nicht mehr, ihn sich zu bewahren. Wohl weiss er, dass der Fäden, die zu einem Ereignis sich verknoten, abertausend sind, dass sie weit zurücklaufen und zu Ursachen leiten, die ach so selten ganz erkennbar sind; dass der sicherste Weg, sich in menschlichen Beziehungen zu irren, deshalb ist, scharfsinnig zu motivieren; dass die einzige Hilfe wäre, aufzuschreien und um Gnade zu bitten. Doch er wird mitgerissen und aufknirschend unter diesem unentrinnbaren Zwang beginnt er zu hassen, sich und alle und hasst diesen Hass und sitzt da, ein irr lächelnder Bösewicht gleich den andern, bis eines jener folternd strafenden Schweigen anbricht, das rote Angst über die Gesichter jagt und ein kühles Schauern durch den Körper. Dann ist es zu Ende und einen Berg im Nacken, die Augen verloschen, reichen sie die hohlen Hände, und wenn sie einander wieder begegnen, grüssen sie nicht.

Brückenlos steht Mensch vor Mensch. Und alsob alles, was Jammer und Mühsal ist, in eins hätte zusammengepfercht werden müssen, wirft eine schwere Fügung ein wildes Bedürfnis dem Menschen in den Schoss und drängt ihn machtvoll, Genuss irrlichtelierend, seinen Körper dort mit einem andern zu binden, wo aller Jammer, alle Mühsal ihren Ausgang hat. Die Brücke, deren Fehlen den reissenden Strom des Hasses zwischen den Menschen lässt und sie einsam an seine Ufer stellt, ist

zwischen den Leibern errichtet. Sie ist nur eine fliegende, hergestellt ein blindes Rasen woher wohin, und abgebrochen mehr Weg- und Zielsehnsucht zurücklassend als vordem. Einzelne allein vermögen es, sie nur zu betreten, wenn unabwendbare Not es gebietet, und so, dass es Hilfe bleibt, weder Weg wird noch Ziel: denn diese Brücke bricht umso rascher, je mehr auf sie gebaut wird und tausend Schwachgeborene wiegen in ihrer tierischen Quallosigkeit nicht einen Starken auf, dessen Gehirn ihm das Dasein zur Marter macht. Was den andern an innerer Kraft versagt blieb, zimmert ihre Schwäche sich zu einem Himmel hienieden, der sie in der Scheinlust des Ineinanderseins für die Beschwernis des Beisammenseins entschädigen soll. Diesem Trugbau des Mannes kommt das Weib auf ganzem Weg entgegen, indem es die Vollkommenheit, welche die trieberzeugte Blindheit des Mannes ihm zuphantasiert, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, annimmt und sie, sich verstellend, vorstellt. Doch kein Mann stirbt, ohne diese Verstellung einen Augenblick lang erkannt und die fehlende Kraft zur Konsequenz resignierend sich bekannt zu haben und alle leben in dem stets wiederkehrenden Gefühl eines Drucks, einer Last, einer Schuld. Sie ist die grösste, da sie alles auf dem Gewissen hat, was Qual ist: das Leben. Der Jammer der Ehen, die Mühsal der Familien stöhnen nicht durch die Mauern; stumm stehen sie auf den Gesichtern und neben allem Lachen, aller Freude als etwas Schweres, Wehes, bis sie zwischen den Brauen als Hass zusammenfahren. Seine letzte Wurzel ist das Geschlecht. Von ihm aus stellt er den Mann, der helfen möchte, wider das Weib, dem nicht zu helfen ist, das Weib, das nicht geholfen haben will, wider den Mann, der helfen könnte, die Söhne, die sich bäumen, wider die Väter, die gebückt sind, die Väter, die sich nicht aufrichten können, wider die Söhne, die es wollen, den Menschen wider den Menschen und wider sein eigenes Geschlecht.

Dieser Hass ist die Auflehnung gegen die Schuld der Geburt und des Lebens und gegen all die Unzulänglichkeit, welche die Erde zur Hölle macht, So wird er das grosse Mass. Es ist die kleine Erkenntnis der irdischen Hilfereichung, ohne Wohltat zu sein oder Plage, und jene grosse, dass der Geist als höchste Besonnenheit keine völlige Klarheit über das Leben erlangen kann und auf sich selbst sich zurückziehen muss, um einsam als hoffender Glaube sich abzuquälen und auf den erlösenden Tod zu warten. Vor dessen Schwelle ist die Angst gestellt, jene letzte Auflehnung, welche die letzte Qual ist und zugleich eine grosse Warnung: dass die Schuld, welche mitbekam, wem das Leben gegeben ward, zu tragen ist, bis der, welcher sie auferlegte, sie wieder abnimmt.

Walter Serner

Somnium mortale

Sie sehen rätselnd in den hohlen Blick der Zeit,
Umwölkt von einer Stirn von Paradiesen.
Ein Lämmlein spielt auf einer grünen Wiesen
Und alle Lust will Ewigkeit.

Sie hängen zweifelnd an den Turmgebärden
Und ihren Hahn dreht stets derselbe Wind.
Verzweiflung pinselt ihre Blicke blind
Und graue Stare zwitschern: Krieg auf Erden.

Pan bläst ein Lied auf alten Rinnsteinröhren.
Der Gang der Huren schwankt um Kreuze milde.
Das Losungswort! Und alles ist im Bilde,
Den faulen Kopp dem andern anzukören . . . . .

Wir unsern Grüften tiefer eingebauter,
Uns wächst ein Horn an die versteinten Munde.
Gott und ein Wahnsinn regeln unsere Stunde:
. . . Dann wird das Stöhnen unserer Gräber lauter.

Ludwig Bäumer

Senna Hoy *

Seit du begraben liegst auf dem Hügel,
Ist die Erde süss.

Wo ich hingehe nun auf Zehen,
Wandele ich über reine Wege.

O deines Blutes Rosen
Durchtränkten sanft den Tod.

Ich habe keine Furcht mehr
Vor dem Sterben.

Auf deinem Hügel blühe ich schon
Mit den Blumen der Schlingpflanzen.

Deine Lippen haben mich immer gerufen,
Nun weiss mein Name nicht mehr zurück.

Jede Schaufel Erde, die dich barg,
Verschüttete auch mich.

*Senna Hoy starb im Vorjahre, zutotegemartert, in einer Katorga Russlands, ein Unschuldiger, Hochsinniger.

Darum ist immer Nacht an mir,
Und Sterne schon in der Dämmerung.

Und ich bin unbegreiflich unseren Freunden
Und ganz fremd geworden.

Aber du stehst am Tor der stillsten Stadt
Und wartest auf mich, du Grossengel.

Else Lasker Schüler

Der Weg

Meine Schritte verhallen hart und unsicher in dem kleinen Raum meines Zimmers. Ich horche auf jedes Geräusch und erschrecke bei dem leisesten Knistern der Tapeten, um unter bangem Klopfen meines Herzens diese Furcht zu belächeln. Mit einem kleinen gedachten Gelächter.

Ich erinnere mich vieler Begegnungen mancher Menschen und eines einzigen Gesichts. Ich habe dieses Mädchen gesehen, an einem Tage zwei Mal, und die Stadt ist nicht klein. Ein fremdes Gesicht mit feinen modellierten Ohren, die Haare lagen hinter ihnen bis zur Schulter. Ich fühlte damals klar: meine Arme sind Strahlen, die von meinem Herzen ausgehen und mit leisem Getöne meinen Leib umkreisen. Stärker und stärker kam ein Wirbel über mich und grelle Lichter tanzten in den taghellen Strassen. Jetzt schäme ich mich dessen, erst langsam zögernd, dann der heissen Röte erstaunt folgend. Vor dem Spiegel stehe ich und schaue misstrauisch auf meinen Kopf. Das heisse Blut in meinen Wangen fehlt in meinem Herzen.

Ich verlasse mein Haus und gehe in den dunklen Gassen, wo ich sicher bin, wo mein Mut an den roten Laternen erstarkt, die mich als Gast begrüssen. Ich betrete die engen Gänge und warte, bis unsichere Männerschritte kommen und eine Frau mit gelben Haaren und einer traurig verschminkten Fläche um ein Wiederkommen bittet. In diesen Strassen fange ich oft mit vieler Mühe eine jener Katzen, die am Tage in den Betten dieser Frauen liegen.

Dann im Zimmer folge ich jeder sanftesten Bewegung, die so mannigfaltig ist und die schwesterliche Seele ihrer Herrin ganz enthüllt. Ich erahne noch die Frauen, wenn sie ganz wahrhaftig sind, in dem Krümmen dieser Rücken, jenen scharfen Krallen der gereizten Tiere, die sich der Verfolgungen erwehren.

Ich behalte sie nie lange. Sie erliegen bald dem Manne, werden krank und haben ruhelose Tritte.

(Für Iwan von Dobrowolskij.)

Angela Huberman.

O läg ich herzlos jetzt . . .

O wär ich tot! — O hätt ich nie erlebt,
Dass wir des Pöbels Bösestem erliegen,
Dass schuldlos Blut an jeder Stufe klebt,
Auf der wir einst zu reinen Sternen stiegen!

Du armes Herz, o bliebe Dir die Marter,
Von jedem Wort zerfleischt zu sein, erspart!
O dass dir doch ein unverwundbar harter
Panzer der Blindheit mitgegeben ward!

O wär ich tot! Verschollen vor der Zeit,
Da Schändliches auf jeder Lippe lauert!
Schön, herzlos läg ich jetzt im Sterbekleid, gefeit,
Nicht trauernd und von Niemandem betrauert!

Max Herrmann (Neisse)

Der wahnsinnige Pierrot

„Wenn mir die Dinge unklar wären, wäre ich trostlos, aber zufrieden. Ich hätte etwas zu ersehnen, etwas zu erleiden, ich wollte dies Glück meines Unglücks so recht empfinden. Doch alles läuft und dreht sich, will noch einmal gesehen werden . . . mit ihrer Eifersucht umlagern mich die Dinge . . . lachen will ich, lachen . . .“

Sich erinnernd:

„Pierette, meine Liebe . . . wo ich gesucht habe, ich armer Narr! In den Büchern, in den Strassen, die Häuser entlang und immer mit dem Glauben an das Wunder . . . In meinem eigenen Gesicht, das ich zu Fratzen verzog, um alle Möglichkeiten herauszuholen. Doch die Vielfältigkeit begann mich zu verwirren. In jeder Falte sass ein anderes Rätsel und ich war zu unklar und ergriffen von mir selbst . . . Wie es gerieselt kam aus allen Dingen, wie es unzählige Male wiederkehrte . . . Alles Denken versank in die weite Welle des Begehrens, das meine Sinne erfüllte . . . Wie ich den Tönen der Luft entgegen atmete, wie das Sehnen der Natur meine Erfüllung wurde: bange unklare Nächte und müde endlose Tage rang ich mit Traum und Tat. Reue und Verzweiflung waren die Säulen meines Lebens und ich ihr wechselvoll begrenztes Dunkelinnere . . . bis sie kam . . . bis eine Fontäne von Glücksmöglichkeiten aufsprang . . . Ich war voll ungeborener Dinge, die lebten und an die Wände ihres Kerkers pochten. Und dieses Leben tönte wieder im Klang meiner Stimme und wurde in ihr Lockruf; im Flimmern meiner Augen, im Beben meiner Lippen und im Zittern meiner Hände

. . . Mir begann die Gewissheit meines Erfülltseins klar zu werden, die geistige Halbheit, in der wir leben, in der es allein keinerlei Erfüllung gibt, in der alle Möglichkeiten des Geistes wie unbefruchtete Blüten hinsterben . . . Aber ich war jetzt die Klarheit durch ihre Nähe. Ich wandelte mit bedachten leisen Schritten über die Erde. Mein Haupt wurde Christi Haupt. Meine Stimme war die noch ungeborene Harmonie der Propheten. Aber nicht Monate, nicht Jahre lebte ich in der Verzückung . . . damals war ja Zeit nicht vorhanden . . . Bis eines Tages meine holde Pierrette mit mir ihr Spiel begann. Sie erzählte mir ein Märchen. Wie Menschen irgendwo etwas hören, vernahm ich es . . . Verschwommen war dieses Erlebnis und erst allmählich betont durch zeitenlang gehäufte Qual . . .“

In grosser Erregung:

„Wenn du einen Menschen ermorden willst, vielleicht weil er dein Feind ist . . . nein, nein . . . weil er dein Freund ist und weil dir seine Augen ein ewiger Vorwurf und den guten Worten des Mundes Hohn sind und du sie nicht mehr ertragen kannst, wenn du ihm in deiner Wut entgegenschreien musst, dass du ihn ermorden wirst und er nur still ist und lächelt: dann ist dein Plan fertig und du willst ihm bloss noch das Eine beweisen, seinen Irrtum . . . du sinnst Tag und Nacht und hast einen Plan, ganz genau . . . aber du schlägst doch, wohin du triffst und schonst nicht die Augen und nicht den Mund. Du hattest dir vorgenommen, in die starren Augen zu sehen, den nun schweigenden Mund zu befühlen. Jetzt hast du hingeschlagen mit immer grösserer Angst vor einem Blick, vor einem Wort . . . Die Müdigkeit ist dein Herr und du wartest auf ein kleines seltsam rotes Bächlein. Du bist zufrieden und bestraft . . . Es ist ebenso ruhig wie die Güte, ebenso warm wie die Hand, in der es floss . , . Aber wenn du ein Weib bist, und du ihn, deinen Freund, ermorden musst, weil er Grenzen zieht, die dein formloses Sein einengen könnten, dann denkst du Tag und Nacht und beschwörst deine natürlichsten Instinkte wie . . .“

Pierrot zieht ein kleines rundes Spiegelchen aus der Tasche und legt es prophetisch rufend ans Herz:

„Sehen will ich mein Leben, abschwören will ich allen Sinnen . . . alle können täuschen! Fühle ich mein Herz? Vielleicht ist es nur das letzte Zucken meiner Finger . . . Ich höre und also spielt mir die Orgel meines Bluts, und meine Nase täuscht meinen Mund und erfüllt mein Inneres mit trügerischer Hoffnung. Aber was ich sehe, ist es gleich Trug, ich sehe es doch. Ich lasse oder empfinde es. Aber man versteht nicht das Gefühlsehen. Man braucht nichts, nur die Gnade . . .“

Orginalholzschnitt *Christian Schad*

Der Raum füllt sich mit mattem Licht. Pierrette erscheint und verwandelt sich allmählich in eine Madonnenstatue.

„Das ist die Gnade . . . Du Einfache, wartend auf das Kind, das du gebären sollst, deine Hände sind leer. Ich spüre das Sehnen deiner Glieder . . . Sinnender Ernst liegt auf deiner Stirn. Deine erhabene Hand ist Symbol deines tiefen Magdtums. Du hast dich ganz gegeben und dein sanfter Blick denkt bis zum Herzen deines Kindes und blüht dort. Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Ich schliesse dich ein in die Gedanken meines Gottes . . .“

Die Erscheinung verschwindet, gleichsam in das Spiegelchen, welches er ihr entgegenhält. Er legt es sich selbst auf das Haupt und bricht unter der Last des Erfülltseins zusammen. Ersterbend ruft er:

„Ich bin Dein Herr, ich bin der Herr . . .“

Ein kleines schwaches spöttisches Gelächter verrinnt im Raum.

E. Woronow.

Erwachen

Geduld, du Glühender!
Wie Urgestein
erwachst du eines Morgens wieder.
Der Mensch ist fortgeschlafen aus deinem Blut.
Kein Erinnern wird sein,
und auf deinem Nacken ruht
die Erde wie ein gläserner Ball . .
So wach im Traume warst du nie.
Du hörst bis in die Weltgrundmelodie;
in delphischer Starre schaust du in das All!

Leo Sternberg

Goethe und Napoleon

Der Erfurter Fürstentag führte sie zum ersten und zum letzten Mal vor einander: Goethe, der von sich bekannte, es gebe kein Verbrechen, das er nicht hätte begehen können, und Napoleon, der jedes Verbrechen befahl und manches beging. Was sie beide von einander unterschied, war das Ethos und nur das Genie war ihnen gemeinsam. „Voilà un homme“: um Napoleon dies erkennen zu lassen, hatten Sekunden genügt; er sprach über den Werther, wies auf eine mangelhaft motivierte Stelle darin so klärend hin, dass Goethe verdutzt war, und lud ihn zwei Mal mit nachdrücklicher Geste ein, doch nach Paris zu kommen.

Jena und Auerstädt, des Krieges wurde nicht erwähnt. Hier war die Stelle, wo eine gewaltige innere Verschiedenheit die beiden unweigerlich jäh auseinander hätte reissen müssen. Wenn auch Goethe über Napoleon mit allen Merkmalen eines starken Erlebnisses lange Zeit sich ausschwieg und jahrelang noch leise den Plan einer Reise nach Paris erwog, so war er doch eben derselbe, der die französische Revolution mit tiefem Abscheu verworfen und später für die deutschen Befreiungskriege nur eine hinter Gleichgültigkeit verborgene Ablehnung hatte. Sein weites Auge sah zu den Sternen auf und trug die Furcht vor ihrem Wunder und sein Herz barg jene grosse Liebe zu allem Lebendigen, die Christus alles Menschenleid erleiden liess. Napoleon hielt Golgatha für eine dramatisch grosszügig konstruierte Fabel, liess den Herzog von Enghien beiseite schaffen (Cesare Borgia, Francesco Sforza hätten es nicht kaltstirniger vermocht) und schlief mit seiner Schwester Cordelie. Sein Geist durchraste in der höchsten Bewusstheit des Genies die lange Kette von Ursache und Wirkung, aber die Unendlichkeit, die an beiden Enden aufklafft, machte ihn nicht erschauern. Er biss sich auf die Lippen, stampfte mit dem Stiefel und lieferte eine Schlacht. Und oft, wenn er schweissbedeckt vor dem Zelt als Sieger von seinem Schimmel sprang, schrie er noch: „Vandamme, une femme!" (In solch einer Situation soll er eine Ungarin niedergestochen haben.) Die Unzulänglichkeit auch seines Gehirns stiess nicht auf das grosse ethische Korrektiv in der Brust und so ward seine Weltverzweiflung unbändig und brach hemmungslos durch, nach allen Seiten um sich hauend. Tausende liess er füsilieren wie man Aepfel bricht vom Baum. Goethe gab seinem Diener Stadelmann den strengen Befehl zu warten, bis das Obst von selbst in den weichen Rasen fiele und nur das überreife, unter dem die Aeste sich bögen, vorsichtig abzunehmen. Für ihn war darum jeder Krieg verdammniswürdiges Gemetzel und Voltaires Worte „dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler" wiederholte er mehrmals; als Aristokrat seiner Rasse, als überzeugter Monarchist wollte er die Grenzen der Macht hinter ethischem Regieren abgesteckt wissen. Seine Liebe zu Napoleon war lediglich in der halben Stunde jenes Erfurter Gesprächs verankert, in dem ihm ein gleich virulentes Gehirn, ein gleich feuerjunges Auge gegenüber gewesen war und ist klar umzirkelt in seiner späteren Aeusserung: „Wie wohltätig hätte dieser Mann wirken können, wenn er nach seiner Krönung der grosse Regent geblieben wäre, der in zwei Jahren Friedensarbeit mehr Gutes schuf als sämtliche Bourbonen vor ihm." Die scheinbare Selbstverständlichkeit dieser Worte wird zur erstaunlichen Prophetie durch die Mitteilung, dass Goethe die Kulturarbeit Napoleons nur in ihren allerersten und an sich durchaus nicht immer eindeutigen Ergebnissen bekannt

und dessen Urteil über die wichtigsten Menschheitsangelegenheiten unbekannt war. Denn Napoleon sagte achtlos im Salon nebenhin, was emsige Skribenten tagsdarauf zu miserablen Büchern plagiierten und was nur durch die liebende Bewunderung einiger guter Köpfe auf die Nachwelt kam. Zu welch grossem Kulturbringer hätte nicht der werden können, der die Kraft besass, solchen Worten die Tat hinterherzuschicken: „Wenn Madame de Genlis die Tugend erläutern will, spricht sie von ihr wie von einer Entdeckung" oder „Der Mensch bedarf des Wunderbaren; besser er sucht es in der Religion als bei der Le Normand (eine Pariser Hetäre)" oder „um wieviel ehrlicher ist nicht eine Dirne, die sich bezahlen lässt, um nicht zu verhungern, als eine Bürgersfrau, die im Ehebett ein neues Kleid erpresst". Er kam jedoch nur zu einem sehr kurzen Gesetz, einem der grossartigsten: „La recherche de la paternité est interdite," (das vor zwei Jahren eine ruchlose Professorenliga aufhob) und bekundete damit, dass er Erkenntnisse, die in voller Schärfe bewusst zu machen der Gegenwart vorbehalten war, intuitiv erfühlte und mit prophetischer Apodiktik in die Praxis warf. Der wahrhaft unermessliche Segen aber, der von diesem Heros hätte über die Menschen kommen können, zerbarst an dem Fluch, der auf Napoleons Geburt lastete. Napoleon war ohne Ethos, ein Böser, ein Gottloser. Seine abgründige Selbsterkenntnis gab lächelnd zu, dass er nicht geleistet hätte, was er vollbrachte, wäre er ein religiöser Mensch gewesen. Dieses tragische Manko war die letzte Ursache zweck- und beispielloser Schlachtensiege, namenlosen Unheils, peinigender Unrast und grotesken Untergangs. Er sagte einmal, er würde an eine Religion glauben, wenn sie von allem Anfang an dagewesen wäre. Nichts vermöchte den gänzlichen Mangel an ethischem Wollen grausamer aufzudecken als diese Worte. In ihnen ist mit der jedem Genie eigenen verblüffenden Prägnanz die fürchterliche Isolierung dieses Gehirns bewiesen, das halt- und ziellos, ohne die kleinste Möglichkeit einer metaphysischen Beziehung zu Welt und Mensch im leeren Raum hing und darum, obwohl es zweifellos von goethescher Struktur war, nur bewunderndes Mitleid, ahnungsvolles Schaudern zurückliess. Der Gott, der in Goethes Brust wohnte, liess keines der Verbrechen zu, die das Gehirn beging. Napoleon aber beging alle Verbrechen seines Gehirns. Kein Gott fiel ihm in den Arm. *Walter Serner.*

Wie Stehauf, der Philosoph, die schwierige Heiratsfrage behandelt

Danach sagte Pantagruel zu Stehauf, dem Philosophen: „Nun, lieber Getreuer, ist die Reihe an Euch, Euer Licht leuchten

zu lassen; sagt Ihr jetzt: soll Panurg heirathen oder nicht?“ — „Alles beides“, sagte Stehauf. — „Was sagt Ihr?“ fragte Panurg. — „Was Ihr gehört habt“, sagte Stehauf. — „Ha, ha, ha! stehts so? ich passe ohne Trumpf!“ rief Panurg. „Nur keine Faxen: soll ich heirathen oder nicht?“ — „Keins von beiden“, entgegnete Stehauf. — „Hol' mich der Teufel“, sagte Panurg, „Ihr macht einen ganz verwirrt; man könnte rabbiat werden, wenn man Euch so reden hört. Wartet mal, ich werde mir die Brille aufs linke Ohr setzen, damit ich Euch besser verstehen kann.“

In diesem Augenblick bemerkte Pantagruel an der Saalthür Gargantua's kleines Hündchen, das, nach dem Namen von Tobias' Hündchen*), Kyne genannt war. Sofort wandte er sich zu der Gesellschaft und sprach: „Unser König naht, erheben wir uns!“ und kaum, dass er dies gesagt, so trat Gargantua auch schon in den Bankettsaal herein. Alle erhoben sich, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüssen; Gargantua aber, nachdem er sich huldreich gegen die Versammlung verneigt hatte, sagte: „Liebe Freunde! ich bitte euch, nehmt Platz und lasst euch in eurer Unterhaltung nicht stören. Setzt mir hier ans Ende der Tafel einen Sessel her und gebt mir einen Becher Wein, damit ich ihn auf das Wohl der Gesellschaft leere. Eure Gesundheit! Und nun theilt mir mit, wovon ihr eben gesprochen habt“. — Demnach berichtete Pantagruel, Panurg habe, als man den Nachtisch aufgetragen, die schwierige Frage aufgeworfen: ob er sich verheirathen solle oder nicht. Pater Hippothadäus und Rondibilis hätten ihre Antworten bereits gegeben, und gerade, als er gekommen sei, habe der liebe Getreue Stehauf zu antworten angefangen. Auf Panurgs Frage, ob er heirathen solle oder nicht, habe er zuerst geantwortet: „Alles beides!“ dann aber, als die Frage wiederholt worden sei: „Keins von beiden!“ Panurg beklage sich nun über diese sonderbaren und einander widersprechenden Antworten und erkläre, dass er sie nicht verstehe. — „Ich glaube sie zu verstehen“, sagte Gargantua. „Ganz ähnlich antwortete ein alter Philosoph, als man ihn fragte, ob er die und die (welche man ihm bezeichnete) zur Frau habe. „Ja, ich habe sie, sie aber hat mich nicht; ich besitze sie, werde aber nicht von ihr besessen“.— „So ohngefähr“, sagte Pantagruel, „war auch die Antwort, welche eine griechische Hetäre gab, als man sie fragte, ob sie schon je mit Männern etwas zu schaffen gehabt hätte.“ „Niemals“ erwiderte sie, „aber die Männer haben mit mir etwas zu schaffen gehabt!“ — „Gleicherweise“, sagte Rondibilis, „sollten wir in der Medicin den neutralen und in der Philosophie den zentralen Standpunkt zu gewinnen suchen, durch Participation, nämlich an beiden Extremen und durch Abnegation beider, wie durch Kompartition der Zeit bald in das eine, bald in das andere.“ — „Der heilige Apostel“, warf Hippothadäus hier ein, „scheint mir das

noch klarer auszusprechen, wenn er sagt: 'Die da verheiratet sind, seien, als ob sie es nicht seien; die da Weiber haben, alsob sie keine hätten'"**) — „Ich lege", bemerkte darauf Pantagruel, „dieses ‚haben' und ‚nicht haben' so aus: Ein Weib haben, heisst so viel wie: es zu dem Zweck haben, zu dem die Natur es erschuf, d. h. zu des Mannes Hülfe, Ergötzlichkeit und Gesellschaft; keins haben, dagegen so viel wie: sich demselben nicht ganz und gar hingeben, nicht um seinetwillen von der höchsten und einzigen Liebe weichen, die der Mensch seinem Gotte schuldet, nicht die Pflichten vernachlässigen, welche er gegen seine Freunde hat, und seine Studien und Geschäfte nicht verabsäumen, bloss um seinem Weibe zu gefallen. Wenn man haben und nichthaben in diesem Sinne nimmt, so finde ich in dieser Art, sich auszudrücken, nichts Unpassendes, noch Wider sprechendes." *Rabelais*

Bücherbesprechungen

Annette Kolb: Wege und Umwege. (Verlag der Weissen Bücher.) Es war schliesslich von vornherein klar, dass gerade Frauen die gröbsten Ruferinnen im Streite sein würden, dass die widerlichsten Exzesse kriegerischer Begeisterung von unzufriedenen Weiblichkeiten begangen werden mussten, die sich irgendwie im Erotischen niedergehalten, unterdrückt und vernachlässigt fühlten. (Patriotismus als eine Art Selbstbeglückung! Und wer weiss, ob der männliche Ableger dieses Gewächses einem wesentlich anders gedünkten Boden entspriesst?) Aber umgekehrt muss auch, wo eine Frau wertvoller ist und sich tiefer anf sich selbst besinnt, die Beharrlichkeit im Bessern desto standhafter, bewusster und vor allem um ein gut Teil liebenswerter ausfallen.

Einst wandelte ich durch den Roman „Das Exemplar" von Annette Kolb (bei S. Fischer, Berlin) — Annette ist überhaupt schon so ein holdselig verheissungsvoller Name! — mit einer Vertraulichkeit des Verstehens, die ein gleiches Nervenschicksal in nächster Nähe witterte. Und als ich jüngst von allerlei Anfeindung und Gehässigkeit las, die sie mehr als ehrenvoll bestanden hatte, liess ich mir ihr neues Buch schicken, das Essays aus den Jahren 1904 bis 1914 sammelt und heute in den Händen jeder Frau sein sollte, die noch fähig ist zur Einkehr und Umkehr. Denn hier lässt sich eine Schwester vernehmen, die aus ihrem Blut heraus zur Lösung aller Wirrsal zwischen Rechts und Links, zwischen West und Ost wie prädestiniert erscheint, und deren vornehmste Tugenden die sind, die jetzt allenthalben so not tun: Lauterkeit, Ehrlichkeit, guter Wille, Vorurteilslosigkeit und Herzensklugheit, die jedes Manko durchsichtig macht. Wie muss dieser Mund sich schmerzhaft zusammenkrampfen, der vor elf Jahren bereits tauben Ohren solch himmlische Botschaft zusang: „Ah, dachte ich, wann wird der Tag anbrechen, an welchem sich der letzte Schlachtenplan zum letzten Ritterharnisch- Museumsstück gesellen wird, weil unter Nationen, wie den unsern, der Gedanke in Stücke gerissener oder zerschossener Glieder mit menschlicher Würde nicht länger erträglich, geschweige denn rühmlich erschiene!" Und warum fiel der Same solcher Asphodelosblüten nicht Hüben und Drüben auf, wenn Eine mit so geschickten Fingern Fäden, die unrettbar verwickelt scheinen, an der rechten Stelle wieder aufzunehmen und anzuknüpfen trachtete: „Das Erbe der Grie-

*)Tobias, XI. 9.
**)Erster Korintherbrief. VII. 29.

chen haben Deutsche und Engländer unter sich geteilt. Wir setzten es in unsere Gedankenwelt und sie ins äusere Leben um. So ist Halbheit überall. Il ne nous manqe que la grâce. Es ist das ganze Geheimnis unserer Unpopularität." „Und so greife ich weiter zurück und sehe etwas Unheilvolles und Gefährliches in unserer Arroganz. Sie ist es, die unsrem Verständnis französischer Wesensart so sehr im Wege liegt. Und sie ist das Bedenkliche und Hinzugekommene. Die Franzosen neigen zur Gedankenlosigkeit und Süffisance. Sie haben stets etwas von Kindern. Wir nie. Das Ominöse und Charakteristische bei gewissen Alldeutschen ist, dass sich die Arroganz bei ihnen an Stelle der Besonnenheit behauptet und da Türen zuschlägt, wo sonst Gedanken wären . . ." Immer wieder wird kritisiert, mehr: in die Seele geredet, und eine ganze rührende Fülle unfruchtbarer und nie zu stillender Liebe vergeblich an einen thönernen Koloss verschwendet.

Ist dies demütige Nochsichselbsteinrechnen und Mea culpa-Bekenntnis nicht wundersam, eine prunklose Tapferkeit, die Pfeile von allen Richtungen auf die unbewehrte Brust herausfordert. Kommt Annette Kolb nicht hierin auch den Heiligen nahe, denen sie so zärtliche kleine Breviere widmet, insonderheit jener Catharina von Siena mit der politischen (d. h. friedensstifterischen) Begabung — „modern bis in die Fingerspitzen — als Frauenrechtlerin vielleicht die einzige, die ganz unsrem Geschmack entspricht." Und wie köstlich ist die resolute Armbewegung, mit der sie alle Torheit ihres eignen Geschlechtes preisgibt, eine Geste, die in ihrer befestigten Eigenheit einen sichern Halt besitzt und der das Motto lügenfernster Selbstbescheidung wohl antsteht: „Es wird künftig viel von Liebe, wenn auch nur wenig mehr von Frauenrechtlerinnen die Rede sein." Die, weil sie eben mehr als Geste ist, andrerseits auch berechtigt zu dem unbestechlichen Gericht über jeglichen Schwindel, mit dem Manneskläglichkeit jüngst neue Drapierungen der magren Blösse anprobierte, ob der Unfug nun „Unverstandensein" oder sonstwie immer hiess. Mit desto klarerem Blick begabt für den wirklich bewährten Mann, geht sie dort, wo sie einmal liebt (und sie liebt ja mit dem Geiste!) sicher und was sie von den Taine, Rodin, Hildebrand, Barrere, Duchesne sich nachbildet, hat die reinen Kurven des in aufrichtig verehrender Distanz Geformten, und auch in der Glosse über Hauptmanns „Griechischen Frühling" blüht das Verständnis wie ein Zweig von seinem Zweige. Immer mehr rundet sich das Selbstporträt einer Männin ab, an der man — noch im Missbehagen — seine Freude haben kann, weil sie sich nicht besser stellt als sie ist, sondern aus Verwachsenheiten ihrer Psyche sogar liebliche Labyrinthe zu zaubern weiss. Die schrieb diese tiefe Erkenntnis von den Rangstufen des Schöpferischen nieder: „So kann einer mit knapper Not ein Künstler sein", verhehlte nicht, wohin es sie zieht, und was an Geselligkeit, schönen Dingen und allerlei Abenteuerei unwiderstehlich Verführerisches sein kann. Wenn sie in der Markgräfin von Bayreuth die Prinzessin alten Stiles feiert, spürt man eine unterirdische Zuneigung heraus und möchte ihr dankbar die Hand drücken, die in den schönsten Stücken der Sammlung, „Torso" und „Reisen", ihre Falterseele auf eine anheimelnde Art enthüllt und von den verfänglichsten Sehnsüchten und Träumen den Schleier zieht. Da leuchten edle, kultivierte Satzgeschmeide, und der beste Frauentyp des Augenblicks setzt mit einer bestrickenden Unbefangenheit uns den zierlichen Revolver seines „So bin ich nun einmal!" vor die allzu umwölkte Stirn.

„Denn sie liebte feste Umrisse, und der Zauber einer Rasse lag für sie in deren Geschlossenheit, aber das Feine gewährte ihr mehr Befriedigung als das Grosse, weil sich in ihm das Wohlgefallen ohne Stachel erschöpfte." Ihre Intelligenz redet sich manchmal allzu prätentiös in ein Sichselbstklugfühlen, doch die Pose hat keinen Teil an ihr und noch das Gewagteste schreitet auf leichten Füssen. „Die leichten Füsse: das erste Attribut der Göttlichkeit", schrieb Nietzsche. *Max Hermann* (Neisse).